

HEYNE <

ZUM BUCH

Amerika. Mitte des letzten Jahrhunderts, irgendwo im Grenzgebiet von Missouri, wo das Leben so rau ist, dass ein Mensch es kaum ertragen kann. Mary Bee Cuddy hat gelernt, in den Weiten des Westens zu überleben und allen Stürmen zu trotzen. Sie ist eine starke Frau in einer erbarmungslosen Männerwelt. Doch als Mary sich vor die Aufgabe gestellt sieht, vier Frauen, die Einsamkeit, Entbehrungen und Wildnis fast um den Verstand gebracht haben, zurück in den zivilisierten Osten zu bringen, weiß sie genau, dass sie es allein nicht schaffen wird. Nur der schroffe Revolverheld Briggs, den Mary Bee einst vor dem Galgen bewahrt hat, ist bereit, den Treck zu begleiten. Gemeinsam machen sie sich mit ihrer seltsamen Fracht auf einen gefährvollen und abenteuerlichen Weg durch die Wildnis. Und bald merkt Mary, dass sie mit dem Raubein mehr verbindet als nur der Kampf gegen Banditen und Wegelagerer.

The Homesman gilt als ein Meilenstein des klassischen amerikanischen Western-Romans und ist jetzt von und mit Tommy Lee Jones verfilmt worden, mit Hilary Swank und Meryl Streep in weiteren Rollen.

ZUM AUTOR

Glendon Fred Swarthout, 1918 in der Nähe von Pinckney, Michigan geboren, schrieb 16 Romane und zahlreiche Kurzgeschichten. Berühmt wurde er vor allem durch seine großen Western, die heute als Klassiker gelten. Viele seiner Bücher wurden erfolgreich in Hollywood verfilmt, u. a. mit John Wayne und Paul Newman. Swarthout verstarb 1992 in Scottsdale, Arizona, und wurde 2008 posthum in die Western Writers Hall of Fame aufgenommen.

GLENDON SWARTHOUT

**THE
HOMESMAN**

ES FÜHRT EIN WEG ZURÜCK

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Kollektiv Druck-Reif

MIT EINEM NACHWORT
VON MILES SWARTHOUT

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die amerikanische Ausgabe THE HOMESMAN erschien 2014 bei
Simon and Schuster, New York

Der Roman erschien in Deutschland bereits 1992 unter dem Titel
Es führt ein Weg zurück im Goldmann Verlag



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständig überarbeitete Taschenbuchausgabe 12/2014
Copyright © 1988 by Glendon Swarthout
Nachwort copyright © 2014 by Miles Swarthout
Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2014
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Umschlagmotiv: PHOTO DAWN JONES © 2014
THE JAVELINA FILM COMPANY-ITHACA FILMS
Redaktion: Kristof Kurz
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-41817-2
www.heyne.de

Kate: damals, jetzt und für immer

DIE ZUSAMMENKUNFT

Südost 2, Parzelle 10, Bezirk 8, Abschnitt 4 Ost

Im Spätsommer erzählte Line ihm, dass sie zwei Monate über der Zeit war. Das bedeutete, dass sie bald noch einen Mund mehr zu füttern hatten. Und außerdem, sagte sie, wäre sie mit dreiundvierzig zu alt für ein Baby. Sie fürchtete, dass es einen Wasserkopf haben würde oder verkrüppelt wäre, oder dass es eine Hasenscharte haben könnte, denn Gott musste ihnen ja zürnen, wenn man bedachte, was in diesem Jahr schon alles geschehen war.

Im Frühjahr hatten sie ihr ganzes Vieh durch die Klauenseuche verloren, bis auf eine einzige Kuh und deren Kalb.

Zur gleichen Zeit lief auch Virgil, ihr einziger Sohn und ein sechzehnjähriger Draufgänger, auf und davon, um in Kalifornien Gold zu schürfen.

Im Juli mähte Hagel ihren Weizen nieder, und als im August der Mais in die Höhe schoss, verbrannte ein höllisch heißer Wind innerhalb von zwei Wochen so viel davon, dass sie im folgenden Herbst die kümmerlichen Reste zwischen den Fingern zerrinnen ließen, weil es nicht lohnte, sie zur Mühle zu schleppen. Zwanzig Morgen Weizen und dreißig Morgen Mais waren verloren. Alles, was sie hatten verkaufen wollen, war dahin. Gott schuf das Wetter, sagte Vester nur.

Inzwischen war es März, und Line fuhr fort, ihre Sor-

gen aufzuzählen, wie ein Kind, das einen Reim aufsagt. Vester ließ sie reden, denn sie sprach in dieser Zeit sonst nur wenig; vielleicht würde es ihr helfen, ihr Leid zu ertragen.

Schließlich, noch bevor der erste Schnee gefallen war, wurde ihnen klar, dass es ein harter Kampf werden würde, sich den Winter hindurch zu ernähren. Darum schickten sie Loney, ihre älteste Tochter, in den Dienst einer Familie, die vierzehn Meilen entfernt lebte und weit besser dran war als sie. Das arme Ding arbeitete dort für nichts weiter als für ihre Verpflegung und das Drittel eines Bettes.

Zu allem Elend wurde auch noch einer ihrer Ochsen von Würmern – Parasiten, die unter der Haut saßen – befallen. Man musste die Schwellung aufschneiden und die Würmer mit Petroleum töten und ausspülen, sofern man Petroleum hatte. Wenn man sich nicht um die Würmer kümmerte, da war Line sich sicher, würden sie das Innere des Ochsen zerfressen. Und im kommenden Frühjahr würde das arme, ins Joch gespannte Vieh dann tot auf dem Feld zusammenbrechen.

Und dann kam dieser Winter voller Verdammnis. Womit hatten sie sich nur versündigt, dass sie so gestraft wurden? Es war so bitter kalt, dass ihnen bereits Ende Januar Holz und Mais ausgingen und sie mit Heuballen heizen und kochen mussten.

Zweimal, als die Temperatur wohl vierzig Grad minus erreicht haben musste, hatten sie die beiden Schweine über Nacht mit ins Haus genommen, damit sie nicht erfroren. Aber als sie eines Nacht nicht an die Tiere dachten, fiel ein Rudel Wölfe über die Schweine her und fraß sie auf bis auf die Knochen. Die Schneestürme waren

so heftig, dass man von der Haustür aus nicht weiter als drei Fuß weit sehen konnte. Sie mussten ein straffes Seil von der Haustür zum Stall hinüber spannen und ein zweites Seil von der Tür bis zum Toilettenhäuschen, um nicht vom Weg abzukommen, wenn sie hinausgingen. Im Januar kam Reverend Dowd während einer kurzen Tauwetterphase vorbei, und auch Mary Bee kam herüber, um sie mit Lebensmitteln zu versorgen. Aber außer diesen beiden, dem Wanderprediger und ihrer nächsten Nachbarin, hatte die Familie seit fünf Monaten kein menschliches Wesen mehr zu Gesicht bekommen. Die Kirche, die auch als Schule diente, war eingeschneit, niemand kam auch nur auf einen Sprung vorbei, und sie sehnten sich nach dem Klang einer Fidel, über deren Saiten sanft ein Bogen strich. Vater, Mutter und die drei Mädchen froren, waren kränklich und tranken alle aus derselben Schöpfkelle.

Und jetzt auch noch ein Baby, schloss Line bitter die Litanei.

Vester war vierundvierzig. Er legte seine Hand auf ihren Bauch und sagte, dass das Baby schließlich nicht seine Schuld sei. Ein Mann hätte eben seine Bedürfnisse, und Gott der Allmächtige hätte die Frauen zur Befriedigung dieser Bedürfnisse erschaffen.

Sie schob seine Hand beiseite.

Seitdem sie ihm im letzten Sommer erzählt hatte, dass sie zwei Monate über die Zeit war, hatte er beobachtet, wie sie sich veränderte. Stundenlang sagte sie kein einziges Wort. Wenn er an manchen sonnigen Tagen vom Feld nach Hause kam, traf er sie draußen vor der Tür an, von wo aus sie auf die Prärie hinausstarrte, als gäbe es dort irgendetwas zu sehen. Sie warf sich im Schlaf hin

und her, kränkelte und stocherte in ihrem Essen herum. Sie litt unter Kopfschmerzen. Früher war sie so stolz gewesen auf ihr herrliches schwarzes Haar, das sie so regelmäßig wie nach einem Uhrwerk schnitt, wusch und kämmte. Nun ließ sie es wachsen, es wurde grau und verfilzte. Die Mädchen erzählten ihm, dass Line an manchen Tagen dreimal den Boden wischte und kalte Luft hereinließ. Aber wenn er an anderen Tagen das Haus betrat, fand er sie auf einem Stuhl an der Rückwand des Hauses sitzen, wo sie stumm und mit wirrem Blick vor sich hin starrte. Sie jagte ihm Angst ein. Er beobachtete sie und musste an die Maden denken. Es war, als säße ein Wurm unter ihrer Haut, der die kraftvolle, lebensfrohe und liebevolle Ehefrau, die sie einst gewesen war, von innen her zerfraß. Und dagegen half selbst Petroleum nicht. Ein Wurm – das Baby?

Vester und Theoline Belknap lagen nebeneinander im Bett auf ihren mit Heu gefüllten Matratzen und lauschten. Es war Anfang März. Am Nachmittag hatte der Wind gedreht und wehte nun warm von Süden her, so warm, dass man das Feuer im Herd nach dem Abendessen hatte ausbrennen lassen können. Es regnete heftig. Schmale Rinnsale schmutzigen Wassers rannen in die vier Eimer, die sie noch vor dem Schlafengehen aufgestellt hatten. Der Regen bedeutete ein erbittertes Ringen mit dem Schlaf und dem Matsch: denn wenn man die Eimer nicht oft genug vor der Tür ausleerte, würde sich der staubige Fußboden bis zum Morgen in Morast verwandelt haben. Sie horchten. Weit draußen heulten die Kojoten. Nebenan, auf der anderen Seite des Vorhangs, der aufgehängt worden war, um ein Drittel des Hauses als Schlafraum abzutrennen, sprach eins der

Mädchen im Schlaf. Nachdem sie Loney hatten fort-schicken müssen, waren nun noch drei Mädchen im Haus. Junia war acht, Aggie sechs und Vernelle vier Jahre alt. Das Haus war aus Grassoden gebaut, von denen jede etwa drei Fuß lang und einen Fuß breit war. Es waren Grasnarben, die mithilfe eines hinter die Ochsen gespannten Pfluges aus dem unbeackerten Prärieboden herausgelöst und dann, die Längsseiten aneinandergelagt, aufeinandergeschichtet worden waren, um so eine drei Fuß dicke Wand zu bilden. Innen war das Haus acht Fuß lang und fünfzehn Fuß breit. Es hatte eine hölzerne Tür, die in Scharnieren aus Seil eingehängt war und sich nicht vollständig schließen ließ. Außerdem hatte das Haus noch ein gerahmtes Glasfenster, durch das sie allerdings nicht hinaussehen konnten, weil die Scheibe zu uneben war. Hinter dem Vorhang stand das Bett der Mädchen. Vor dem Vorhang war das sogenannte »Vorderzimmer«, in dem die Familie miteinander lebte. Zum Essen saßen sie alle um einen Sägebock-tisch herum, Vater und Mutter auf den Stühlen, die dem Ofen am nächsten standen, eines der Mädchen auf einer Kekskiste und die beiden anderen auf der Bettkante des elterlichen Bettes. Line besaß sonst nur wenig Möbel. Sie hatte zwei Borde in der Grassodenwand befestigt, um Bestecke, Kochgeschirr, die Spülschüssel und ein kleines Schränkchen mit Spitzenvorhang für Salz, Gewürze, Getreidekaffee und Ähnliches unterzubringen. Und schließlich besaß sie noch den Koffer, den sie mitgebracht hatte, als sie vor drei Jahren aus dem Osten gekommen waren. Er enthielt alle ihre Wertsachen: einen Hut, den sie noch nie getragen hatte; ein echtes Seidenkleid, das sie für die Hochzeit ihrer Töchter auf-

bewahrte; Daguerreotypien ihrer geliebten Eltern, die damals in Kentucky gelebt hatten; einen Kamm aus Schildpatt; ihren Nähkorb; einen Spiegel, in den hineinzusehen sie nicht ertrug; Briefe von daheim; ihren Ehering und die sieben Dollar, die sie von Mary Bee bekommen hatte, weil sie für sie ein paar Sachen genäht hatte.

»Wann ist es so weit?«, fragte Vester sie.

Sie wälzte sich herum und versuchte, es sich bequemer zu machen. Sie war nun schon sehr dick, und das Heu in ihrer Matratze war klumpig.

»Es dauert nicht mehr lange«, antwortete sie.

Sie lagen in der Dunkelheit und horchten, wie das Wasser in die Eimer rann und der warme Wind draußen über die Steppe blies. Nach und nach erklärte Vester ihr, welchen Entschluss er gefasst hatte. Dies sei jetzt die dritte Tauwetterphase, und da es inzwischen März war, glaubte er, dass die Wärme diesmal andauern würde. Sie besaßen ganze sieben Dollar. Wenn sie nicht verhungern wollten, mussten sie Lebensmittel besorgen; und sie mussten Saatgut kaufen, wenn sie ihre Farm nicht verlieren wollten. Er sagte ihr, dass er vorhabe, am frühen Morgen nach Loup zu reiten, um bei der Bank eine Hypothek auf ihren Besitz aufzunehmen. Mit dem Geld würde er Lebensmittel besorgen und Saatgut bestellen, auf das er gleich eine Anzahlung leisten würde. Bei dieser Gelegenheit könnte er auch gleich die Post aus dem Laden mitbringen, und bei Einbruch der Dunkelheit wäre er dann wieder zurück. Er war sich sicher, dass sie jetzt ein stummes Stoßgebet zum Himmel sandte, weil sie der Schuldschein beunruhigte, der für jeden Siedler eine Quelle ständiger Sorge war. Vester war fast schon

eingeschlafen, als sie zu seinem Arger plötzlich wieder zu sprechen begann.

»Das Baby kommt bestimmt, wenn du weg bist.«

»Line – ich muss in die Stadt.«

»Dann wird ein Fluch auf ihm lasten.«

Bei Tagesanbruch stand Vester auf, zog sich an, ging in den Stall, um das Vieh zu füttern, und sattelte sein Pferd. Line stand ebenfalls auf, zog sich an, entfachte ein Feuer im Herd und ging hinaus zum Toilettenhäuschen. Als sie zurückkam, leerte sie die Eimer aus, weckte die Mädchen und buk, mit den Füßen im Matsch stehend, Maisfladen zum Frühstück. Alles, was sie noch hatten, war Maismehl, das sie mit Wasser vermengte, bis ein sämiger Brei entstand, den sie dann ausbuk.

Vester kam wieder herein. Sie bestrich seine Maisfladen mit dem letzten bisschen Melasse, das noch da war, und schenkte ihm den Rest des dunkel gerösteten Getreidekaffees ein, gerade noch zwei Tassen. Er versicherte ihr noch einmal, dass er bei Einbruch der Dunkelheit zurück wäre. Loup lag sechzehn Meilen nordöstlich ihrer Farm. Er wollte sie auf die Wange küssen, aber sie wandte ihr Gesicht ab.

Nachdem sie den Mädchen etwas zu essen gegeben hatte, trug sie ihnen auf, Heuballen zu Rollen zu drehen und sie an der Wand aufzustapeln. Sie gehorchten und holten Heu aus dem immer noch eingeschneiten Stall. Im Haus drehten die Mädchen dann das trockene Präriegras zu fußlangen Rollen. Heu heizte zwar gut, aber es verbrannte schnell, und man musste das Feuer ständig beobachten.

Am Vormittag drehte sich der Wind von Süd nach Nord und blies nun bitterkalt. Nachmittags begann

es zu schneien. Und da wusste Line, dass Vester nicht vor dem nächsten Morgen zurück sein würde und sie das Baby allein zur Welt bringen musste. Es schneite zu stark, als dass man es riskieren konnte, Junia die zwei Meilen zu Mary Bee hinüberzuschicken, um sie zu Hilfe zu holen. Sie musste sich allein behelfen, wie auch immer sie das anfangen sollte. Gott schuf das Wetter, hatte Vester gesagt.

Kurz bevor es dunkel wurde, ging sie in den Stall hinüber und fütterte den Ochsen, die Kuh und das Kalb. Sie legte ihre Hand auf die wurmzerfressene Flanke des Ochsen, direkt auf die Schwellung, und sie war sicher, dass sie spürte, wie ein Wurm sich unter der Haut bewegte. Dann kehrte sie ins Haus zurück und nahm zwei feste Stricke mit hinein, mit denen sonst das Vieh angepflockt wurde.

Sie schickte die Mädchen hinaus auf die Toilette. Als sie draußen waren, band sie je einen der Stricke um die Bettpfosten am Ende des Bettes. Als die Mädchen wieder ins Haus kamen, drückte sie jedem ein Stück Maisfladen in die Hand und trug ihnen auf, in ihren Kleidern zu Bett zu gehen und dort zu bleiben. Was auch geschehen mochte, sie sollten hinter dem Vorhang bleiben und auf keinen Fall ins Vorderzimmer kommen.

Es war jetzt stockdunkel. Sie zündete eine Kerze an. Im Koffer fand sie ihren schmalen goldenen Ehering und legte ihn in einen Topf mit Wasser, das sie zum Aufkochen auf den Herd stellte. Auf das Bett legte sie eine Schere, Faden und die Spülschüssel in greifbare Nähe.

Sie nahm den Topf vom Herd, ließ das Wasser darin etwas abkühlen, trank einen Schluck und legte ihren Ehering wieder in den Koffer zurück. Als kleines Mäd-

chen hatte sie gehört, dass Wasser, in dem der Ehering gekocht war, den Körper entspannen und die Geburtswehen lindern helfen sollte.

Sie stopfte einige Heurollen in den Ofen, rückte die Kekskiste ans Bett und stellte die Kerze darauf. Dann zog sie ihre Stiefel, ihre Hose und ihre sackleinenene Unterwäsche aus. Sie schob sich beide Kissen in den Rücken und setzte sich auf. Nun schloss sie die Augen und wartete.

Sie hörte, wie die Mädchen miteinander flüsterten.

Etwa eine Stunde später spürte sie, wie sich die Muskeln in ihrem Inneren zusammenzogen. Kurz darauf platzte ihre Fruchtblase, und das Fruchtwasser durchnässte das Bett. Ein paar Minuten danach setzten die Wehen ein. Sie schätzte, dass sie eine gute Stunde andauerten, und sie folgten in immer kürzeren Abständen aufeinander. Sie versuchte, sich still zu verhalten, aber bald war der Schmerz so heftig, dass sie stöhnte und so laut aufschrie, dass die Mädchen sich zu Tode fürchteten und wimmerten wie ein Chor junger Katzen.

Das Feuer im Herd erlosch. Obgleich es im Haus kalt war, war Line schweißgebadet.

Plötzlich war der Schmerz sehr gleichmäßig, und sie wusste, dass es nun so weit war. Sie setzte sich auf, warf die Decken beiseite, zog die Knie an und schob ihre Wollweste und das lange Holzfällerhemd, das man über den Hosen trug, bis zu den Brüsten hinauf. Sie streckte die Hände aus und griff nach den beiden Stricken, die sie an die Bettpfosten gebunden hatte. Sie nahm einen in jede Hand und zog daran, während sie mit dem Unterleib presste. Sie zog, presste und schrie jetzt, und auch die Mädchen schrien nun.

Das Baby kam mit dem Kopf voran.

Sie ließ die Stricke los, zog das Baby selbst ganz heraus und stellte fest, dass es ein gesundes Mädchen war.

Sie packte es an seinen schlüpfrigen Beinen und gab ihm einen Klaps auf den Hintern, sodass es zu schreien begann.

Dann legte sie das Baby zwischen ihre Schenkel und betastete seinen Mund mit dem Zeigefinger. So entfernte sie den Schleim und vergewisserte sich, dass die Zunge des Babys nach vorn und nicht nach hinten gerichtet war, sodass es nicht ersticken konnte. Sie griff nach Schere und Faden, band die Nabelschnur ab und schnitt sie durch. Dann trocknete sie den winzigen Säugling vorsichtig mit dem Bettzeug ab und bettete ihn neben sich. Sie nahm die Spülschüssel, stellte sie zwischen ihre Beine und sank in die Kissen zurück.

Die Mädchen waren jetzt still, aber Line meinte fast, ihr Herzklopfen hinter dem Vorhang hören zu können.

Ein, zwei Minuten später fing sie die Nachgeburt in der Spülschüssel auf, aber sie blutete immer noch und strich sich beruhigend über den Unterleib, um den Blutstrom zum Stillstand zu bringen.

Sobald sie wieder einigermaßen bei Kräften war, stand sie vom Bett auf, nahm das Baby auf den Arm und wiegte es sanft. Nur mit Hemd und Wollweste bekleidet, ging sie über den matschigen Fußboden nach draußen. Es war immer noch stockfinster, aber es hatte zu schneien aufgehört, und sie musste sich nicht mehr mithilfe der Seile ihren Weg zur Toilette suchen.

Sie ging barfuß den Pfad zum Toilettenhäuschen hinüber, ging hinein und warf das nackte Baby mit dem Kopf voran in das Toilettenloch.

Vester Belknap kam noch vor Mittag nach Hause. Er bemerkte eine Blutspur im Schnee. Er stieg sofort ab, ließ das Pferd stehen und betrat das Haus.

Theoline Belknap lag auf dem Bett und starrte mit irrem Blick vor sich hin. Er bemerkte, dass auch auf dem Bett Blutspuren waren, entdeckte die niedergebrannte Kerze und die blutverschmierte Schüssel, die umgekippt auf dem Boden lag. Aber keine Spur von den Mädchen.

»Line, was ist passiert?«, fragte er.

Beim Klang seiner Stimme begannen die Mädchen hinter dem Vorhang zu weinen.

»Pa! Oh, Pa!«, schluchzten sie.

»Was ist los?«, schrie er sie an.

»Sie hat das Baby gekriegt!«

»Wo ist es?«, rief er. Er sah seine Frau an. »Line, wo ist das Baby?«

»Da«, sagte sie.

Er starrte sie an. »Wo, wo liegt es?«, fragte er ungeduldig.

»Da«, sagte sie wieder. »Da, da, da, da, da, da, da, da.« Einer Eingebung folgend brüllte er zum Vorhang hinüber: »Junia, hat sie das Haus verlassen?«

»Jaaa!«

»Gott im Himmel!«, rief er und rannte hinaus.

Es war, als wäre eine tiefe Gruft geöffnet worden, in die nun gleißend helles Licht flutete. Die Sonne stand an einem strahlend blauen Himmel und beschien alles unter sich mit ihrem Segen. Die weite Ebene, die so lange unter dem weißen Schnee verborgen gewesen war, trat nun endlich wieder zutage. Männer, Frauen und Kinder, die so lange unter der Kälte des Winters gelitten hatten, ka-

men wie armselige Kreaturen aus dem Schlamm hervorgekrochen, um zu sehen, wie die anderen diese Monate voll Düsternis, Sturm und Tod überlebt hatten. Manche von ihnen waren am Verzweifeln, andere dachten an den kommenden Frühling, und wieder andere beteten dankbar zu Gott.

Gottes irdischer Repräsentant, Reverend Alfred Dowd, ritt am frühen Morgen mit seinem Gaul aus. Er hatte einen zerlumpten Wollschal um Hals, Nase und Ohren geschlungen und ihn über dem Hut zusammengebunden, damit er nicht herunterrutschte. Was Lebensmittel und Unterkunft betraf, war Dowd von seiner Herde abhängig. Ging es aber um die Vergebung der Sünden oder das erlösende »Herr-vergib-ihnen« der Absolution, so war die Gemeinde auf ihn angewiesen, ebenso wie bei Hochzeiten, Beerdigungen und bei der Verbreitung von Nachrichten. Alfred Dowd war ein Wanderprediger. Der Konfession nach war er Methodist, und auf seiner üblichen Strecke betreute er sechs Gemeindehäuser, die als Kirchen dienten oder die man zumindest als Kirchen nutzen konnte. Wenn das Wetter klar genug und die Wege passierbar waren, wenn er schnell genug ritt und wenn er es schaffte, jeden Sonntag drei kurze Predigten zu halten, konnte er alle zwei Wochen Gottes Wort in jede seiner Gemeinden tragen. Was er auch tat, wenn die Bedingungen günstig waren. Zwischen dem ersten lauen Frühlingstag und dem ersten Schnee versuchte er außerdem, jeder Familie in seiner Herde ein- oder zweimal im Jahr einen Besuch abzustatten. Bei einer Familie frühstückte er dann, bei der nächsten aß er zu Mittag, und bei der dritten blieb er zum Abendessen und über Nacht. Es war ein beliebtes Rätselraten, wer mehr Zeit

auf dem Pferderücken zubrachte: der Prediger oder der Arzt. Man tippte im Allgemeinen auf Dowd, der mit der Bibel und dem Paar Socken zum Wechseln nur mit leichtem Gepäck ritt, während der Arzt, Doktor Jessup, durch seine schwarze Tasche, eine Flasche Whiskey und seinen Hang, in dem nicht gerade sehr bequemen Sattel einzuschlafen, behindert wurde.

Dowd war wahrscheinlich auch derjenige, der für die Leute von größerer Bedeutung war. Er wachte bei den Kranken, er stand mit seinem Rat bei, wenn einem das Wasser bis zum Hals stand, und er tröstete die Trauern- den, die den Tod eines geliebten Menschen beklagten. Er schlichtete Streit zwischen Ehepartnern und versöhn- te sie wieder miteinander. Er sprach den Paaren, deren Besitz kurz vor der Zwangsversteigerung stand, wieder neuen Mut zu. »Die Menschen, die wir lieben, geben uns mehr als Land und Besitz.« Er kam sich nicht zu fromm vor, um auch mal die Ärmel hochzukrempeln und mit anzupacken, wenn man ihn brauchte, sei es mit Forke, Axt oder Pflug. Außerdem war er dafür bekannt, dass er sich dort, wo er aß, auch um den Abwasch kümmerte. Seine ganze Barschaft betrug im letzten Jahr achtund- zwanzig Dollar. Da er aber säte, brachte er auch seine Ernte ein, die aus Hühnern, Ferkeln, Kälbern, Eiern, Ge- müse und Feuerholz für seinen Ofen bestand. Er hatte zwei kleine Kinder und eine um zwanzig Jahre jüngere, gottesfürchtige Frau. Das einzige Schimpfwort, das ihm je über die Lippen kam, war »Blödsinn«. Man achtete ihn wegen der langen Ritze, die er zurücklegte, und man schätzte seine kurzgefassten Gebete und Predigten. Er trödelte nicht herum, und er war überall ein gern gese- hener Gast. Alfred Dowd war sehr beliebt.

In dem Gebiet war es Sitte, erst an ein Sodenhaus heranzureiten und in einigen Ruten Entfernung davor zu warten, bis jemand herauskam und einen erkannte, bevor man näher ritt und abstieg. An diesem makellos schönen Märztag stürmte Vester Belknap beim Anblick des Predigers aus seinem Haus und rannte ihm schon von Weitem entgegen. Er versuchte, noch während des Laufens in seinen Mantel zu schlüpfen.

»Oh, Reverend, Sie kommen nicht einen Moment zu früh!«

Dowd konnte nicht sagen, ob der Mann Tränen in den Augen hatte, weil er weinte, oder ob ihn nur die Sonne blendete.

»Es geht um Line! Sie ist durchgedreht.«

»Nun mal langsam.«

»Es war vorgestern. Ich kam aus Loup nach Hause, und sie hatte das Kind bereits bekommen, und sie hat es umgebracht.«

Dowd stieg vom Pferd. »Nein, sagen Sie, dass das nicht wahr ist.«

»Doch, sie hat es getan. Sie ist völlig verrückt geworden.«

»Beruhigen Sie sich, Vester«, besänftigte ihn Dowd.
»Und jetzt ganz langsam.«

Der Siedler hatte eine Statur wie ein Fass, und jetzt war es, als hätte man es angestochen. Alfred Dowd hörte entsetzt zu. Als er seinen Schal losband, um sein Gesicht in den Wind zu halten, spürte er, wie seine Handflächen feucht wurden. Belknap beendete seinen Bericht.
»Ihr eigenes Baby, ihr eigenes Baby. Können Sie sich das vorstellen?«

Der Prediger schüttelte den Kopf und fragte dann

zu allem Überfluss: »Was haben Sie mit dem Kind gemacht?«

»Es hoch oben in den Stall gelegt – sie will es da aufbewahren, bis ich es in der Erde begraben kann.«

»Wir müssen es richtig beerdigen.«

»Wenn Sie meinen.«

»In der Zwischenzeit muss unsere Fürsorge Ihrer armen Frau gelten.« Dowd sah zum Haus hinüber und glaubte, hinter der unebenen Fensterscheibe die Gesichter der drei kleinen Mädchen zu erkennen, die ihn anstarrten. »Ich werde reingehen und nach ihr sehen.«

»Oh, nein.« Belknap schob sich ihm mit herausgestrecktem Bauch abwehrend in den Weg. »Nein, ich will nicht, dass irgendjemand sie zu Gesicht kriegt. Nicht in ihrem Zustand.«

»Schämen Sie sich ihretwegen?«

Der Mann errötete. Das, was er am liebsten gesagt hätte, konnte er selbstverständlich nicht antworten. »Natürlich nicht, sie ist schließlich meine Frau!«, brüllte er. Aber Line sei eben nicht mehr sie selbst, nein, überhaupt nicht mehr sie selbst, betonte er. Sie spräche ohne Sinn und Zusammenhang und gäbe wirre Laute von sich. Würde er sie nicht wie ein Baby füttern, wäre sie schon längst verhungert. Er müsste sie auch zum Toilettenhäuschen hinaustragen, ihr die Kleider hochschieben und sie auf die Toilette setzen, sonst würde ihre Blase platzen. »Klingt das noch nach einer Ehefrau?«, fragte Vester aufgebracht und war überzeugt, seinen Standpunkt gut verteidigt zu haben. »Klingt das überhaupt noch nach einem menschlichen Wesen? Antworten Sie mir, Reverend!«

Dowd nickte. »Ich verstehe. Dennoch sollte lieber je-

mand nach ihr sehen. Lassen Sie mich durch, Vester.« Er lächelte mild. »Denken Sie daran: Wenn ich dort hingehe, geht Gott mit mir.«

Belknap starrte ihn einen Moment lang an, trat dann aber zur Seite. Der Prediger ging entschlossen auf die Tür zu und nahm seinen Hut ab.

Er war nur kurze Zeit im Haus. Als er wieder herauskam, ging er mit dem Hut in der Hand langsam, fast schwankend zu seinem Pferd hinüber. Er lehnte die Stirn an den Hals des Tieres und schloss die Augen. Er musste an seine eigene Frau denken. Als er den Kopf wieder hob und in die Sonne blinzelte, war Belknap nirgends mehr zu sehen. Gerade als Dowd nach ihm rufen wollte, trat Vester aus dem Toilettenhäuschen, zog seine Hosen hoch und kam auf ihn zu.

»Lassen Sie uns beten«, sagte Dowd.

Sie senkten die Köpfe.

»Lieber Gott, hilf dieser Frau in deiner unendlichen Gnade. Und steh ihrem Mann bei in dieser Zeit, in der er so schwer geprüft wird. Wir bitten dich um Erbarmen für all diejenigen, die krank sind an Geist oder Seele, und für die, die sie lieben. Amen.«

Der Prediger setzte seinen Hut auf. »Vester, es tut mir aufrichtig leid«, schloss er.

Vester fühlte sich bestätigt. »Ich hab's Ihnen ja schon gesagt, Reverend. Aber Mitleid hilft mir nicht weiter. Was zum Teufel, Verzeihung, aber was soll ich denn machen? Ich kann so nicht leben. Sie kann nicht mehr kochen oder sauber machen. Sie ist zu nichts mehr nütze. Nicht mal um für sich selbst zu sorgen.«

Dowd band sich seinen Schal wieder um. »Wenn ich so darüber nachdenke, glaube ich, dass es für die Mäd-

chen in dieser Situation besser wäre, nicht länger mit ihr unter einem Dach zu leben. Können Sie sie nicht zu Mary Bee hinüberschicken? Sie würde sie sofort aufnehmen.«

»O nein.« Belknap wehrte entschieden ab. »Ich werde nicht allein mit ihr hierbleiben. Das jagt mir 'nen Schauer übern Rücken. Lassen Sie sich was Besseres einfallen, Reverend.«

Der Prediger seufzte. »Was wollen Sie denn machen?«

»Ich? Was kann ich denn schon machen? Ich hab darauf gewartet, dass Sie irgendwann vorbeikommen, sonst hätte ich Ihnen bald auf irgendeine Weise eine Nachricht zukommen lassen.«

Dowd seufzte nochmals. Er band den Schal wieder über dem Kopf zusammen. Er fragte, wo Theoline ursprünglich herkam, und Belknap antwortete, sie stamme von dort, wo auch er herkomme: aus Kentucky, aus einer kleinen Stadt namens Slade's Dell, die dort in einem Tal gelegen sei. Sie habe auch immer noch Verwandtschaft dort, eine Schwester und einen Bruder.

»Dann ist das der Ort, wo sie hingehört«, folgerte Dowd.

»Und wie soll sie da hinkommen?«

Dowd sagte, dass sie sich um einen Treckführer kümmern müssten. Er hatte von zwei weiteren Frauen gehört, die sich in demselben bedauernswürdigen Zustand befanden: Eine mit Namen Petzke lebte im Nordosten von Loup und eine Mrs. Svendsen drüben im Osten. Zählte man Theoline nun dazu, waren es also drei, genau wie im Jahr zuvor. »Ich nehme an, dass sich schnell eine Lösung finden wird.« Er blinzelte in den Himmel. »Dieser Tag ist wie ein Zeichen. Noch bevor wir es uns

versehen, werden wir schon Frühling haben.« Er nahm die Zügel auf. Falls er gehofft hatte, bei den Belknaps essen zu können, so wurde er nun enttäuscht. »Ich werde für sie beten, Vester.«

»Beten Sie lieber für mich, Reverend. Sie braucht keine Gebete mehr.«

Dowd runzelte die Stirn. »Sie werden in etwa einer Woche wieder von mir hören.«

Belknap hob die Augenbrauen. »Das hoffe ich doch – lange halte ich das so jedenfalls nicht mehr aus.«

Der Prediger saß auf und betrachtete die vereiste Welt ringsum, die in ihrem reinen Weiß fast göttlich wirkte. »Dieser Winter«, murmelte er durch den Schal vor sich hin, als spräche er mit sich selbst, »Oh, dieser verdammenswerte Winter.«

Belknap steckte die Hände in die Manteltaschen und schniefte. »Warum hat sie es getan, Dowd?«, fragte er flehend und setzte eine traurige, sorgenvolle Miene auf. »Sie sind doch Pastor. Warum zum Teufel hat sie mir das angetan?«

Alfred Dowd wendete sein Pferd und ritt davon.

Charley Linens holte John Cox von seiner Farm ab, und sie ritten zusammen in Richtung Südwest. Jeder von ihnen hatte ein geladenes Gewehr in dem Holster am Sattel.

Im Spätherbst, kurz vor dem ersten Schneefall in diesem Winter, hatte ein Junggeselle namens Andy Giffen sein Grundstück verlassen und war heimwärts nach Pennsylvania geritten. An die Tür seines Erdhauses hatte er ein Schild gehängt: BIN NACH OSTEN, UM MIR EINE FRAU ZU SUCHEM.

Das war keineswegs ungewöhnlich. Wenn es ihnen irgend möglich war, nutzten die Siedler den Vorteil des Winters, um den Missouri zu überqueren und aus vielerlei verschiedenen Gründen zu ihren Wurzeln zurückzukehren: entweder um ihre Familie zu besuchen; oder um die Annehmlichkeiten der Zivilisation zu genießen; um in Gesellschaft über Verwandte zu tratschen; oder um Geld von wohlhabenden Schwiegereltern zu borgen. Oder aber – wie in Andys Fall –, um ein Mädchen zu finden, dem man das Leben an der Grenze in schillernen Farben ausmalte, damit es einen heiratete. Dann schwängerte man seine Liebste und nahm sie und ihren dicken Bauch im folgenden Frühjahr mit sich ins Territorium. Heiratswillige Bräute waren seltener als Austern in dieser Region, wo auf acht Männer eine Frau kam. Andy hatte sich in der Nähe des Kettle River ein Grundstück von einhundertsechzig Morgen Größe sorgfältig ausgesucht und abgesteckt. Er lebte dort nun bereits seit zwei Jahren, in denen er auch zwei Ernten eingebracht hatte. Er hatte sich ein gut geschütztes Haus gebaut, indem er ein Loch in den Hang eines engen Tales gegraben hatte. Die Vorderseite des Loches hatte er mit Grassoden zugebaut und eine Tür und ein Fenster aus Holz eingesetzt, die man beide öffnen und schließen konnte. Der Schornstein des Hauses durchbrach das Erdreich und ragte so weit über den Prärieboden hinaus, dass der Schnee einige Fuß hoch liegen konnte, ohne ihn zu verdecken. Andy Giffen war neunundzwanzig Jahre alt und hatte es zu etwas gebracht. Er besaß ein Haus, ein ausgezeichnetes Pferdegespann, eine gute Milchkuh, etliche Werkzeuge und Geräte und Saat für das Frühjahr. Alles, was ihm zu seinem Glück fehlte, waren eine Frau und Kinder.

So dachte er zumindest. Es fehlten ihm aber auch noch die Besitzeurrechtspapiere für sein Grundstück. Dadurch, dass er auf seinem Land lebte und es bestellte, hatte er zwei der Voraussetzungen des Vorkaufsrechts erfüllt, aber bisher war er noch nicht dazu gekommen, bei der nächstgelegenen Verwaltungsbehörde, die sich im siebenzig Meilen entfernten Wamego befand, vorzusprechen, sein Grundstück eintragen zu lassen und den Dollar fünfundzwanzig pro Morgen, den man als Preis festgesetzt hatte, zu entrichten. Andy glaubte nun, zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen zu können: er wollte seine frisch gebackene Braut auf dem Weg über Wamego heimführen, um dort die Papiere zu unterzeichnen, das Grundstück zu bezahlen und sich mit seiner Frau in der Stadt zu zeigen. Es war im Grund keine große Sache. Viele seiner Nachbarn saßen in derselben Klemme, schienen sich aber weiter nicht den Kopf darüber zu zerbrechen. Genau genommen waren sie »Ansiedler« mit den dazugehörigen »Ansiedler-Rechten«; das Gesetz besagte, dass derjenige zu Recht an einem Orte wohnte, der ihn auch bestellte. Was Andy allerdings nicht in seine Überlegungen einbezogen hatte, war die Tatsache, dass es dort, wo Ansiedler lebten, garantiert auch Landräuber gab – und dass ein solches Individuum ganz sicher schon bald, nachdem er zu seinem ehelichen Kreuzzug aufgebrochen war, sein *Bin nach Osten Frau suchen*-Schild abhängen und in sein Haus ziehen würde.

Martin Polhemus schloss sich mit seinem Gewehr Charley Linens und John Cox an, und die drei ritten geradewegs auf Andy Giffens Grundstück zu. Es war ein düsterer Tag. Das Tauwetter hielt immer noch an. Der Schnee war verharscht, und unter der Schneedecke

konnten sie ab und zu Wasser rinnen hören. Die Pferdehufe verursachten schmatzende Geräusche.

Niemand wusste auch nur eine winzige Kleinigkeit über den Landräuber. Einige wollten gehört haben, dass sein Name Briggs wäre, andere meinten, er hieße Moore. Er konnte ein Einzelgänger sein, der nur sich selbst in die Tasche wirtschaftete. Er konnte aber auch mit einem Anwalt in Wamego unter einer Decke stecken. Von Wamego sagte man, dass es dort mehr Anwälte als sonstige Bürger gäbe. Jedenfalls wurde man Landdiebe genauso schwer los wie einen Schwarm Fliegen. Und Mr. und Mrs. Giffen würden bei ihrer baldigen Heimkehr eine böse Überraschung erleben. Falls der Dieb anbot, das Land zu verkaufen, dann sicher zu einem Preis, den Andy niemals aufbringen konnte. Und wenn Andy die Angelegenheit in Wamego vor Gericht brächte, würden die Anwälte ihn völlig ausnehmen. Wenn er sich handgreiflich zu wehren versuchte, würde man ihm möglicherweise ein Gewehr unter die Nase halten. Seine Freunde stellten übereinstimmend fest, dass sie keine andere Wahl hatten: Im nächsten Frühjahr, noch bevor Andy heimkehrte, würden sie dafür sorgen müssen, dass dieser Schuft seinen Hintern von hier fortbewegte, oder er würde mit den Konsequenzen rechnen müssen. Jetzt war es Frühling, oder es schien zumindest Frühling zu werden, und damit war die Zeit reif, diese Sache zu erledigen. Andy hätte nicht gezögert, dasselbe für einen von ihnen zu tun.

So ritten Linens, Cox und Polhemus in der Dämmerung durch den Schnee, bis sie Rauch aus Andys Schornstein aufsteigen sahen. Dann ritten sie ein paar Ruten nördlich des Hauses die Schlucht hinunter. Sie kamen

an Andys Stall vorbei und sahen darin nichts weiter als das Hinterteil eines klapprigen Gauls. Sie zügelten ihre Pferde und blieben etwa dreißig Fuß entfernt vor der Tür der Erdbehausung stehen. Charley Linens zog sein Gewehr aus der Satteltasche und legte es quer über den Sattelknauf. Die beiden anderen folgten seinem Beispiel.

»Hallo, Sie da drin!«, rief Charley. Ein Mann öffnete die Tür. Er ließ sich reichlich Zeit, trat schließlich heraus und stand ihnen dann von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Zwei Dinge fielen den Männern auf. Erstens: Er trug keinen Mantel, nur Hosen und das Oberteil seiner langen Unterwäsche, was bedeutete, dass er es sich recht gemütlich gemacht hatte, während er Andys Holz verfeuerte. Und zweitens: Aus seinem Gürtel ragte der Griff eines beeindruckenden Mehrladers hervor.

»Ihr Name ist Briggs?«, fragte Charley schroff.

»Schon möglich.«

»Moore?«, hakte John Cox nach.

»Schon möglich.«

Er war ein abgebrühter Kerl. Er schob ein Stück Kautabak im Mund herum und schob es dann in eine seiner Backentaschen.

»Nur damit Sie Bescheid wissen«, sagte Charley, »das Haus hier gehört Andy Giffen. Er ist unser Freund. Im Moment ist er im Osten, um sich eine Frau zu suchen, aber er kann jetzt jeden Tag zurückkommen. Was schlagen Sie also vor?«

»Ich schlage vor, dass ich bleibe.«

Das ließ Martin Polhermus vor Wut schnauben. Er war ein armer Mann. Um seine Füße vor dem Erfrieren zu bewahren, hatte er Mehlsäcke in Streifen geschnitten und sie um seine zerlöchernten Schuhe gebunden. »Schei-

ße«, fuhr Martin Polhemus ihn an, »du bist 'n gottverdammter Landräuber!«

»Wo sind denn seine Papiere?«, fragte Briggs provozierend.

»Und wo sind deine?«, konterte John Cox.

»Wer das Land bestellt, hat das Recht, auch dort zu leben«, antwortete Briggs.

Das verschlug ihnen einen Moment lang die Sprache. Der Lump musterte sie und spuckte dann seinen Priem aus.

»Wo ist Andys Gespann?«, fragte Charley Linens drohend.

»Hab ich verkauft.«

»Und wo ist seine Kuh?«, wollte Cox wissen. John Cox war im Grunde der friedfertigste der drei Männer. »Andy hatte eine ziemlich gute Kuh.«

»Hab sie gegessen.«

»Du Hurensohn«, fluchte Martin Polhemus und legte eine Hand auf den Lauf seines Gewehrs.

Da tat Briggs plötzlich etwas Unerwartetes. Sein rechter Arm schnellte vor wie der Blitz, er zog den Revolver aus seinem Gürtel, riss ihn hoch und feuerte geradewegs in die Luft. Das Echo wurde von den Hängen der Schlucht immer wieder zurückgeworfen, es klang wie Peitschenschläge. Briggs steckte den Mehrlader wieder weg. Die drei Besucher saßen wie versteinert auf ihren Pferden. Sie hielten die Waffe für einen echten Armeecolt.

Nach einer Weile sagte Charley Linens: »Okay, hören Sie genau zu, Mister. Wir haben vor, Ihren betrügerischen Arsch von hier wegzuscheuchen, bevor Andy wieder auftaucht. Und das werden wir auch – egal, auf



Glendon Swarthout

The Homesman - Es führt ein Weg zurück
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 368 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-41817-2

Heyne

Erscheinungstermin: November 2014

Das Buch zum Kino-Ereignis mit Tommy Lee Jones, Hilary Swank und Meryl Streep

Amerika 1862 – irgendwo in Missouri: Das Leben der Siedler ist unerträglich hart. In diesen dunklen Zeiten zerbrechen vier Frauen an Einsamkeit und Hunger. Man beschließt, sie in den Osten zurückzubringen, in ein besseres Leben. Die resolute Mary Bee Cuddy wird ausgewählt, um den Treck zu führen. Doch sie weiß, dass sie allein keine Chance hat, und muss sich auf die Unterstützung des Abenteurers Briggs verlassen. Entschlossen treten sie den gefährvollen Weg an, der durch die Weiten der gnadenlosen Wildnis führt ...